

Vorosternspaziergang

„Ich möchte am liebsten weg sein und bleibe am liebsten hier.“ Auf einem Vorosternspaziergang durch Ostdeutschland fallen mir diese Verse wieder ein. Zwanzig Jahre wird es her sein, seit ich mich ihrer zuletzt erinnerte. 1976 im DDR-Herbst, nach Biermanns Ausbürgerung, hatte ich sie zum ersten Mal gehört, am Bildschirm Biermanns DGB-Konzert verfolgend. Konspirativer Zauber lag über dem Fernsehabend. Der Dichter sang von den erloschenen Oefen der Revolution, Deutschland, ein Wintermärchen, wir sind Fremdlinge im eigenen Haus. Das ist nicht nur lange her, das kommt aus einer anderen Welt. Im April 2000 hat dieses „Ich möchte am liebsten weg sein und bleibe am liebsten hier“ seinen Bann über mich verloren.

Es muss inzwischen eine Entspannung gegeben haben, und nun fliegen mir diese Verse wieder durch den Kopf. Erinnerungslaub aus vergessenen Herbstern. Ich möchte nicht am liebsten weg sein, ich bin weg, nicht hier geblieben. Das Hierbleiben ist nicht wichtig, wichtig ist das Zurückkehren, wenn auch auf kurze Zeit. Ich komme ganz gern mal wieder und bleibe nicht wieder hier.

In einer Strophe dieses Biermann-Liedes stehen aber Zeilen, die nicht vergangen sind, Verse des unaufhörlichen deutschen Jammers und der ratlosen Sehnsuchts poesie. „Und was wird aus unseren Träumen in diesem zerrissnen Land. Die Wunden wollen nicht zugehn unter dem Dreckverband.“ Diese Vergangenheit ist noch nicht vergangen. Die Zukunft hat sich nur wie ein glitzernder Mantel über ihren ausgezehrten Körper gestülpt. Beim Gang durch ostdeutsche Städte sieht man, dass die Vergangenheit nicht vollständig isoliert und abgebunden ist. Sie bewegt sich noch. In Leipzig säumen zerbrochene Fenster den Weg in die Innenstadt. Dort ist die Tradition aufgebaut, eine Vergangenheit vor der Vergangenheit. Mit schelmischem Eifer wird die DDR wegrestauriert. Die giftige Vergangenheit. Am Kulturpalast in Dresden sind die Fresken mit sozialistischen Menschen und Parolen der Revolution und des Aufbaus mit Kunststoffplanen verhängt. Als der wackere Baumeister Jürgen Schneider gerade eben im Leipziger Hauptbahnhof sein Buch über die Mühen des Traditionsaufbaus dem Leipziger Volk vorstellte, standen tausend Leipziger auf und dankten dem guten Mann mit stehenden Ovationen.

Und doch hat das Sanierungsprogramm etwas Beklemmendes. In obszöner Makellosigkeit präsentieren Erfurt oder Weimar die Lineamente ihrer mittelalterlichen Stadtkerne. Blitzende Fassaden saugen an touristischer Aufmerksamkeit. Die Schweiz ist im Vergleich dazu ein Schmutzkasten. Die auferstandene Architektur untergegangener Epochen fördert nostalgische Halluzinationen. So war das also mit den blühenden Landschaften gemeint.

Ich war eigentlich nicht gekommen, mich zu erinnern. Erinnert hatte ich mich in der Fremde. Das hatte ich aufgeschrieben und wollte ich nun vorlesen. Und meine alten Theaterkollegen wollte ich wiedersehen und mir von ihnen erzählen lassen, was ich nicht wissen konnte. Wie es ihnen geht im Frühjahr 2000, inmitten der ununterbrochenen Theaterkrise, die ständig durch Subventionskürzungen und Publikumsschwund genährt wird und längst auch die Hauptstadt der Republik so krank macht, wie sie ist. Ich war ins Land gekommen, mit mich nicht zu erinnern. Du kennst das Land, hatte ich gedacht. Aber nun war das Land fremd ausgestattet. Wie ein Prolet, den man in einen Seidenanzug gesteckt hat. Der Hemdkragen steht ab und ist an der Kante aufgerauht, dort, wo der Bart am Leinen kratzt. Wie Wurzelknollen krümmen sich die Hände unter den feinen Manschetten hervor. In Schönheit und Güte und Tradition verwunschen, das Land. Und dazwischen krebse die Landsleute herum und halten dem Glanz ihrer künstlichen Innenstädte nicht stand und haben andere Sorgen. Und immer noch wachsende Ressentiments. Immer noch und immer wieder, gegen den Westen, das immer noch bessere Deutschland. Dass sein Bessere gar nicht verdient hat. Die Wunden wollen nicht zugehen. Die Arbeitslosigkeit nicht runter, die Ratlosigkeit nicht vorüber. Also muss ich mich doch erinnern. In meinen Lesungen stehen die Leute auf und schmettern gegen das „Literarische Quartett“, das das Buch gerade verrissen hat. Ich könnte diesen Hass genießen, aber ich teile ihn nicht. Die Einteilung in den guten Osten und den schurkischen Westen gefällt mir nicht. Jemand schlägt vor, dem Intendanten des ZDF einen Brief zu schreiben. Zlatko sei ein guter Ersatz für den alten Mann und Hauptschwadoneur der Sendung. Ueber Literatur würde zwar weiterhin nicht geredet, darüber wären aber die Quoten gesichert und am Konzept müsse nichts geändert werden.

Inzwischen gibt es überall ausreichend Zapfsäulen, Backshops, Dönerbuden und Supermärkte. Erfurt ist jetzt die Stadt mit der grössten Einkaufsfläche pro Einwohner in

der Republik. Hier ist die Freiheit des Konsumenten grenzenlos. Die Städte nehmen eine neue Affinität an. Früher ähnelten sie sich grau, heute buntgrau. Durch die Strassen zieht das Aroma von Original Thüringer Bratwurst. Einigen Leuten geht es besser als früher, einigen ging es früher besser, Viele meinen, es sei ihnen schon besser gegangen. Die deutsche Wirklichkeit ist anstrengend, das hat man akzeptiert. Im Alltag, in der Politik, in der Kunst. Nichts ändert sich mehr so schnell wie vor ein paar Jahren. Aber es müsste sich noch Vieles ändern, bis die Verhältnisse wieder so wären wie einst. So weit wird es nicht kommen. In meiner früheren Wohnung in Berlin Baumschulenweg wohnt jetzt eine kroatische Familie, die Hälfte der Mieter im Haus kommt aus der Türkei und Vietnam. Damals gab es da keine Ausländer, damals, vor sechs Jahren.

Das Land bekommt ein neues Gesicht. Noch ist nicht sicher, ob es wirklich ein Gesicht wird oder nur eine Maske. Als vor zehn Jahren das grosse Ende und der grosse Anfang kamen, wurde schnell sichtbar, dass Konsum und Produktion keine materiell-technische Einheit mehr bilden müssen. Die Produktion starb, der Konsum stieg. Mit ihren staatlichen Betrieben wickelten die Städte ihre Identität ab. Dort, wo es Kunstinstitute gab, Theater zum Beispiel, sollten ausgerechnet die in die entstehende Bresche springen, Identität stiften. Oft gehörten diese Theater zu den letzten staatlichen Betrieben und den grössten Arbeitgebern. In Ermangelung öffentlicher Aufträge gaben wir uns selbst den Auftrag, Identität zu stiften. Wahrscheinlich haben wir darüber nicht nur geredet in dieser Zeit, wir waren sogar davon überzeugt.

Im Frühjahr 2000 scheint der Auftrag vielerorts zurückgeben zu sein. Städte, die keine Identität wollen, wollen auch kein Theater. Gera und Altenburg sind so ein Fall. Vor fünf Jahren hatten wir nach schweren kommunalpolitischen Kämpfen und patriotischen Widerständen die beiden Dreipartenhäuser fusioniert. Das gemeinsame Haus erhielt 40 Millionen Subventionen und beschäftigte nahezu sechshundert Mitarbeiter. Inzwischen haben die Gesellschafter eine Kürzung um acht Millionen beschlossen. Hundert Leute werden entlassen, die technischen Abteilungen um 40% reduziert. Jeder ist sich selbst der Nächste, der einzige Einzelne, jede Abteilung, jede Sparte. Da das Orchester den besten Tarifvertrag hat und die engsten politischen Beziehungen, bleibt dort fast alles so, wie es war, während die anderen kleingemacht werden. 110 Musiker und 56 Leute für die Bühnentechnik und

die Werkstätten, eine absurde Proportion. Der Betrieb, der entsteht, wird schön klingen und sich nicht mehr viel bewegen. So ist das mit den Tarifverträgen und dem Sozialschutz im Theater. Noch arbeiten die, die bleiben und die, die gehen müssen, zusammen. Sie erleben eine Massentrennung. Die Sozialangst setzt ein, die andere Branchen längst beherrscht. Das Schliessen scheint nicht aufzuhalten zu sein.

Was die Grösse und die Zahl der Theater und Orchester anbetrifft, hatte sich der Osten lange nicht mit dem westdeutschen Durchschnitt beschieden. Da man sich sonst ja nichts gönnte, gönnte man sich immerhin eine Bühne mit Schauspielern, Sängern und Tänzern. Seit langem war absehbar, dass das nicht so bleiben würde. Aber das Finale kommt in sachten Schüben. Die Theater sind mit dem Ueberleben beschäftigt, da bleibt nicht viel Zeit und Spielraum für die Kunst. So geht das schon eine Weile, und es geht immer weniger. Weil die Zukunft nichts Gutes verspricht, richtet sich alle Aufmerksamkeit auf sie. Die Vergangenheit tritt zurück.

Wie ein Satyrspiel flattern das Stasi-Vorwürfe gegen Theaterleute über die Szene. Dass in Dresden ein freier Regisseur nicht inszenieren darf, nachdem er eine inoffizielle Mitarbeit bei der Staatssicherheit zugegeben hat, begreift in Thüringen keiner meiner Gesprächspartner. Mein Vorgänger in Gera, einst aus ähnlichen Gründen zurückgetreten, arbeitet inzwischen wieder als Orchesterdirektor am Haus. In den ersten Jahren hatte es eine Menge gerecht Bestrafter gegeben und ein paar Ruffote. Manchmal werden die Ueberprüfungen leitender Vorstände noch wiederholt, und die Kollegen füllen gleichgültig die Fragebögen aus.

Doch dieser Eindruck täuscht. Entstasifizierung muss sein. Immer noch hat die Gauck-Behörde alle Hände voll zu tun. Was sie zu Tage fördert, wird nach wie vor vom öffentlichen Arbeitgeber bewertet. Dann folgt die Einteilung in Opfer, Täter und Dritte. In Erfurt, Weimar oder Gera haben diese Bewertungen seit Jahren nicht mehr zu Kündigungen geführt. Die viel empfindliche Bewertung aber geschieht durch die Oeffentlichkeit, die eine Marktöffentlichkeit ist. Sie wird meistens dann eingeschaltet, wenn sich die Sache lohnt. Wenn die Zuordnung zum Opfer- oder Täterstatus schwer fällt oder der Fall prominent ist.

Solange das so ist, wird der Umgang mit der Vergangenheit nicht nur schwierig sein, sondern unberechenbar bleiben. Es wird noch lange so bleiben. Ein Stichwort genügt

immer noch, um aus der Stasiberührung eine Tat zu machen und aus dem Berührten einen Täter. Die Wunden gehen nicht zu unter einem Dreckverband. Das Stigma ist wichtig doch. Wahrscheinlich hat man das im anderen Deutschland, wo man die Schwierigkeiten mit der Vergangenheit schon einmal durchgemacht hat, geahnt, als man für eine Schliessung der Akten über eine Frist von dreissig Jahren plädierte und sich nur dem Hungerstreik von Volkskammerabgeordneten beugte.

Zugleich beobachtet der Osten mit spöttischer Genugtuung den Stasi-Streit im Westen. Warum werden eigentlich nur die Ostdeutschen mit der Regelanfrage konfrontiert? Warum nicht auch die Zugänge aus dem Westen? Warum wird das Prinzip der Ueberprüfung nicht auf die alten Bundesländer angewendet? Streng genommen könnte man doch auch Aussenstellen der Gauck-Behörde in Karlsruhe oder Braunschweig aufmachen? Die Quellen der Wahrheit können doch nicht plötzlich vergiftet sein, nur weil sie über Westdeutsche die Wahrheit sagen könnten? Oder haben sie vielleicht doch nicht die Wahrheit gebracht? Wahrscheinlich sind im Westen noch grosse Entdeckungen zu machen. Aber auch zwischen Dresden und Potsdam wird die Sache mit der Regelanfrage ganz unterschiedlich gehandhabt. Eigentlich scheint die Vergangenheit mit der Stasi nur durch den Westen noch einmal Auftrieb bekommen zu haben.

In Gera sind Gauck-Behörde und Arbeitsamt in einem Gebäudekomplex untergebracht. Beide Institutionen sind heftig mit Regelanfragen beschäftigt. Die einen betreffen die Vergangenheit, die anderen die Zukunft. So ist Deutschland im Osten mit dem Gestern und dem Morgen beschäftigt. Es hat, mit Nietzsche zu reden, noch kein Heute. Der grosse Uebergang von einer Gesellschaft in die andere dauert länger als vorgesehen. Die neue Mitte ist vorläufig ein weinrotes Versprechen geblieben. Mögen sich selbst die Städte und Dörfer immer ähnlicher sehen, die Divergenz nimmt zu. Zwei neue Klassen entstehen: die Angekommenen und die Ausgeschlossenen. Die bleiben und die gehen. Die am liebsten weg sein möchten und doch hier bleiben müssen, um sich zum Beispiel regelmässig beim Arbeitsamt zu melden.

Wie kriegt man zusammen, was die D-Mark hat auseinanderwachsen lassen? Deutschland fehlt nicht das Geld, sondern die Idee, seit es wieder vereint ist. Kein nationaler Patriotismus, kein völkischer Wahn, sondern der integrative Impuls, den der

Künstler Hans Haacke mit seinen „Erdkübeln Bevölkerung“ meint. Die ostwestdeutsche offene Gesellschaft.

An der Dresdner Frauenkirche hängen zwei mahnende Plakate: „Brücken bauen, Versöhnung leben“. Wie lebt man Versöhnung? Unter dem Dreckverband? Wo es so viel zu versöhnen gibt: den Westen und den Osten, die Vergangenheit und die Gegenwart, die Täter und die Opfer. Wer baut die Brücken in die neue Mitte? Vielleicht werden es Luftbrücken sein. Ueber die Gräben, über die blitzenden Fassaden und den Bratwurstgeruch. Es ist nicht sicher, ob die grossen Kunstinstitutionen etwas zur Versöhnung beitragen können bzw. ob das Theater mitfliegt. Zuvor müsste es wohl seine Trägheit und seine Lähmung überwinden. Seinen Beton und seinen OeTV-Anspruch aufgeben. Aber so weit reicht der Glaube an eine Auferstehung nicht. Deutschland vor Ostern ist kein Osterdeutschland. Dazu muss man sich nur seinen rechten, kurzen, klobigen Teil anschauen. Und erst recht noch kein normales Land. Wenn es so etwas überhaupt gibt. Ich komme ganz gern mal wieder und bleibe nicht wieder hier.

Michael Schindhelm

25. April 2000